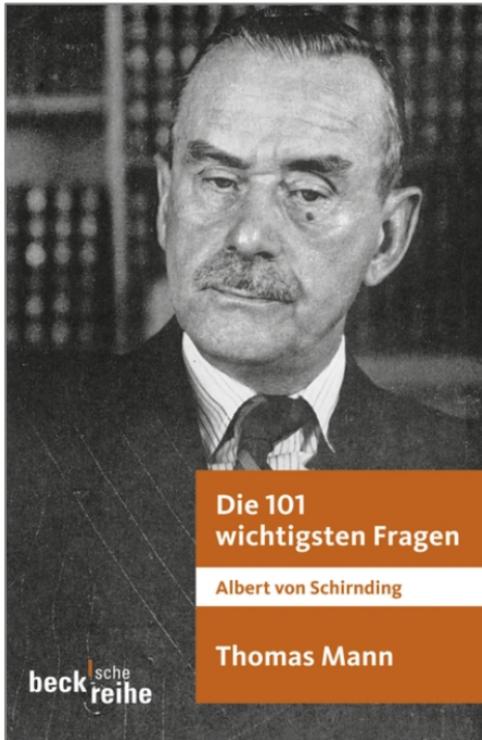


Unverkäufliche Leseprobe



Albert von Schirnding
Die 101 wichtigsten Fragen: Thomas Mann

144 Seiten, Broschiert
ISBN: 978-3-406-57364-4

Vorwort

In einem langen Brief vom 23. Juni 1950 an den Literaturwissenschaftler Hans Mayer, den Autor des Buches *Thomas Mann. Werk und Entwicklung*, wehrt sich der Dichter gegen das Prädikat des «Ungeliebten», das ihm der Verfasser der Monographie in einem Kapitel über «Gerhart Hauptmann oder die Persönlichkeit» zugesprochen hatte. Die Leser, so Hans Mayer, empfänden ihm gegenüber Bewunderung, nicht aber Ehrfurcht oder gar Liebe. Und erst recht sei diese Distanz bei den schreibenden Zeitgenossen spürbar. «Allenthalben war Fremdheit. Ihnen allen war Thomas Mann der Ungeliebte.» Der Briefschreiber hält entgegen: «Unbeliebt soll man sich machen bei den Dummen und Schlechten, und ich habe es immer unbedenklicher, rücksichtsloser getan, je älter ich wurde. Aber ungeliebt war ich nicht, bin ich nicht, will ich nicht sein, leugne, es zu sein.» Der Verfasser des vorliegenden Buches weiß aus eigener intensiver Erfahrung, wie wenig schon in den fünfziger Jahren, als er zwanzigjährig seine ersten Begegnungen mit dem *Zauberberg*, dem *Joseph*, dem *Doktor Faustus*, dem *Felix Krull* absolvierte, Bewunderung und Liebe für den «Zauberer» einander auszuschließen brauchten. Aber diese Liebe mußte auch in den Jahrzehnten, die folgten, erstaunt und irritiert zur Kenntnis nehmen, daß keiner der großen Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts bei allem Weltruhm stärkere allergische Reaktionen hervorgerufen hat als Thomas Mann. Die Gründe dafür sind sehr verschieden; sie scheinen mir aber mehr bei den Kritikern und in den Zeitumständen zu liegen als in der Person und im Werk des Geschmähten. Der Erzähler wurde als selbsterwählter Repräsentant einer verfaulten bürgerlichen Kultur, als herzloser Ironiker und selbstgefälliger Manierist beschimpft. Dem Verfasser einer der «Forderung des Tages», der nach wie vor auch der unsere ist, Genüge leistenden politischen Essayistik wurden Ahnungslosigkeit, Blindheit, Opportunismus, Verrat nachgesagt. Der Autor der Tagebücher mußte sich von hoher moralischer Entrüstungswarte Antisemitismus, Narzißmus, Eiskälte seinen nächsten Angehörigen gegenüber, feig unterdrückte Homosexualität vorwerfen lassen. Die Fragen, auf die dieses Buch Antwort zu geben versucht, können an diesem merkwürdigen Tatbestand des Nebeneinanders von höchstem produktiven Interesse, wovon viele Tausend Seiten einer immer noch wachsenden Sekundärliteratur zeugen, und dem zumindest partiellen

Verwerfungsgestus einer Thomas-Mann-Kritik, die auf ihre eigene Geschichte zurückblicken kann, nicht absehen; es geht nicht nur um Information über einen Menschen und ein Werk, der uns ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode noch unerhört viel zu sagen hat; es geht auch um die Korrektur mancher Mißverständnisse und Fehlurteile, also um das, was in der Aufklärung, namentlich bei Lessing, «Rettung» hieß.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck



Zur Person

1. Wie trat Thomas Mann auf? Der Dichter Hans Carossa erinnert sich an das im Krieg zerstörte Münchner Café Stephanie, auch «Café Größenwahn» genannt, in dem um die vorletzte Jahrhundertwende Schwabinger Literaten und Künstler verkehrten. Obwohl auch der junge Thomas Mann in Schwabing wohnte, zählte er nicht zu den Gästen des Cafés. Man konnte ihn aber durch die großen Fenster «raschen Schrittes» über die Straße gehen sehen, «unauffällig tadellos gekleidet». Den Verfasser von Erzählungen wie *Gladius Dei* oder *Tristan* merkte man diesem Herrn nicht an, eher konnte man ihn für einen «Vertreter der Großindustrie» halten, der sich «auf dem Wege zur Aufsichtsratssitzung ein wenig verspätet hatte». Weniger wohlwollende Augenzeugen assoziierten die Erscheinung des wenige Jahre nach der Veröffentlichung seines ersten Romans *Buddenbrooks* (1901) berühmten gewordenen Schriftstellers mit einem mittleren Bankbeamten. Der aus der Hansestadt Lübeck mit neunzehn Jahren nach München gezogene Senatorensohn trug und betrug sich nach hanseatisch korrekter, kühler und distanzierter Art. In der Hochburg der Boheme fiel er gerade durch seine Unauffälligkeit aus dem Rahmen. Seinen Doppelgänger, den Schriftsteller Tonio Kröger in der gleichnamigen Novelle von 1903, läßt er zu einer befreundeten Malerin sagen: «Wünschten Sie, daß ich in einer zerrissenen Sammetjacke oder einer rotseidenen Weste umherliefe? Man ist als Künstler innerlich immer Abenteurer genug. Äußerlich soll man sich gut anziehen, zum Teufel, und sich benehmen wie ein anständiger Mensch.» So hielt er es sein Leben lang. Seine Förmlichkeit im Umgang, die auf manche Menschen als Steifheit und Kälte wirkte, der «Artistengestus des Sich-draußen-Haltens» (Theodor W. Adorno), diente der Abschirmung des inneren Abenteurerertums, dem Schutz der künstlerischen Freiheit vor den Zumutungen der Außenwelt. Doch war das äußere herrenhafte Gebaren keine Maske, sondern ein Teil von Thomas Manns Persönlichkeit, eben jener, der mit dem Namen «Kröger» bezeichnet ist. «Ich habe im Grunde ein gewisses fürstliches Talent zum Repräsentieren», gestand er seinem Bruder Heinrich 1904 in einem Brief. Wer Fotografien des Dichters aus den verschiedenen Lebensaltern betrachtet, wird ihm dieses Talent bestätigen müssen.



Abb. 1: Der dreißigjährige Thomas Mann (1905)

2. War Thomas Mann ein «Herr»? Über diese würdevolle Menschensorte hat sich Thomas Mann in der Erzählung *Das Eisenbahnunglück* (1909) lustig gemacht. Der Mann, der auf dem Perron lustwandelt, «in Gamaschen und gelbem Herbstpaletot, einen Hund an der Leine führend», ist weit entfernt vom Reisefieber des Icherzählers. «Er ist zu Hause im Leben und ohne Scheu vor seinen Einrichtungen und Gewalten, er selbst gehört zu diesen Gewalten, mit einem Wort: ein Herr.» Zwei Stunden später, nach der einigermaßen harmlosen Entgleisung des Zuges, sitzt der Held, «allen Herrenrechten zuwider», in der Ecke eines überfüllten Abteils des Ersatzzuges – schluchzend.

Thomas Mann führte eine Doppelexistenz: innen Tonio, außen Kröger. Der Weltmann, den er vorzüglich mimte, entsprach nicht dem Autor, dem, wie es in der *Meerfahrt mit «Don Quijote»* heißt, «die unterhaltliche, aber provinzielle Gabe der Phantasie zuteil wurde». Phantasie haben aber heiße sich aus den Dingen etwas machen – «und das ist natürlich nicht weltmännisch».

3. Hat Thomas Mann eine Autobiographie geschrieben? Thomas Mann hat, von dem 1930 in der *Neuen Rundschau* veröffentlichten *Lebensabriß* und mehreren kürzeren Selbstauskünften abgesehen, keine Autobiographie geschrieben, ist also in dieser Hinsicht dem Goetheschen Vorbild von *Dichtung und Wahrheit* nicht gefolgt. Das Interesse an den *Confessiones* des Augustinus, an Rousseaus *Bekenntnissen*, Dostojewskis *Memoiren aus dem Kellerloch* und ähnlichen unverhüllten Lebensbeichten fand im Hinblick auf die eigene Person einerseits Ausdruck in den privaten Tagebuchaufzeichnungen, andererseits in einer ganzen Galerie von *indirekten* Selbstdarstellungen. Im Grunde ist das ganze Werk Thomas Manns, das erzählerische wie das essayistische, vom Willen zur Erforschung und Deutung des eigenen Ich geprägt; hinter der Lust und dem Zwang zur Arbeit dieses Schriftstellers wirkt der Impuls der Selbstanalyse. Die autobiographischen Züge eines Klaus-Heinrich, eines Krull, eines Adrian Leverkühn sind, obwohl der eine ein Prinz, der andere ein Hochstapler, der dritte ein mit dem Teufel verbündeter Komponist ist, unübersehbar. Thomas Mann zitiert Friedrich Schlegel: «Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preisgibt, ist ein unnützer Knecht.» Auch die Meister, deren Leiden und Größe Thomas Mann in huldigenden und zugleich psychologisch erhellenden Aufsätzen seine Reverenz erweist, sind in vie-

len Zügen Ebenbilder des Autors, ob sie nun Goethe, Schiller, Platen, Tschchow, Richard Wagner heißen. Diese Form indirekter Autobiographik hat mit narzißtischer Selbstbespiegelung nichts zu tun; das gilt sogar für das kleine *Im Spiegel* betitelte Selbstporträt von 1907. Hier sind es die ironische Belichtung und Brechung und die Ausrichtung des Lebensberichts am Muster des Märchens, die das nicht fiktive Prosastück zu einem literarischen Text machen.

4. Wie sah Thomas Mann sich selbst? Wer wissen will, wie Thomas Mann sich selber sah, muß in den abgründig vielfältigen Spiegel des Gesamtwerks blicken. Er wird dabei freilich auch sein eigenes Bild entdecken. Für viele zu stehen, indem man für sich steht, *repräsentativ* zu sein sei, erklärt uns der Essayist, das strenge Glück der Dichter.

Wie sich manchmal auf figurenreichen Gemälden mehr oder weniger versteckt das Selbstporträt des Malers findet, so hat Thomas Mann in seinem letzten Roman eine Nebenfigur nach der eigenen äußeren Erscheinung gezeichnet. In dem Pariser Luxushotel, in dem der junge Felix Krull Kellnerdienste versieht, begegnen wir dem einsamen Lord Kilmarnock, dessen «Anteilnahme» an dem bildhübschen Jungen in dem Antrag gipfelt, in seinem schottischen Schloß die Stelle eines Kammerdieners anzutreten, spätere Adoption nicht ausgeschlossen. Der Lord wird geschildert als ein äußerst akkurat gekleideter Mann «mit noch ziemlich dichtem, eisenfarbig ergrautem, sorgfältig gescheiteltem Haar und einem gestutzten, ebenfalls leicht ergrauten Schnurrbart». Zum feingeschnittenen Mund kontrastiert die «überstarke, fast klobige Nase, die, einen tiefen Einschnitt bildend zwischen den etwas schräg gesträubten Brauen, den grüngrauen Augen, welche sich mit einer gewissen Anstrengung und Überwindung offen zeigten, gerade und schwer aus dem Gesicht hervorsprang». Sehr ähnlich muß der Urheber dieser Porträtskizze den Kellnern vorgekommen sein, wenn er sich im Speisesaal oder in der Halle eines der von ihm frequentierten Hotels, etwa des «Dolder» in Zürich, aufhielt.

5. War Thomas Mann ein guter Schüler? Der früh berühmte Schriftsteller hat nie einen Hehl daraus gemacht, daß er ein miserabler Schüler war. Nachdem er im Lübecker «Progymnasium» des Dr. Busenius die Quarta (nach heutiger Zählung die achte Klasse) erst im zweiten Anlauf geschafft hatte, trat er Ostern 1889 in die Un-

tertertia des Katharineums ein, dessen realgymnasialen Zweig er nach zweimaligem Sitzenbleiben fünf Jahre später mit dem damals sogenannten Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis, heute würden wir sagen: nach Erlangung der Mittleren Reife, verließ. Die Noten des Abgangszeugnisses schwanken – mit Ausnahme der mangelhaften Turnnote – zwischen «recht befriedigend» und «noch befriedigend»; auch das Fach Deutsch macht keine Ausnahme. Das ist für ein Wiederholungsjahr eine ausgesprochen kümmerliche Bilanz. Für den «Versicherungsbeamten», den das Zeugnis als Berufsziel anführt, mochte es ausreichen. «Faul, verstockt, und voll liederlichen Hohns über das Ganze», charakterisiert Thomas Mann anderthalb Jahrzehnte später seine Schülerexistenz. In einem gewissen Widerspruch dazu steht die Beurteilung des Betragens als «im ganzen gut».

Im Kapitel, das einen Schulvormittag des fünfzehnjährigen Hanno Buddenbrook schildert, hat der Autor seine einschlägigen Erfahrungen ins Literarische übersetzt. Das Gymnasium erscheint hier als wilhelminische Abrichtungsanstalt, in der die Unterrichtsgegenstände, namentlich Ovids *Metamorphosen*, als Zuchtrute und Folterinstrument fungieren.

6. Wie reich war Thomas Mann? Auch nach der Liquidation der Lübecker Getreidefirma nach dem Tod des Senators Thomas Heinrich Mann blieb genug Geld übrig, um der Witwe und den fünf Kindern ein zwar nicht üppiges, aber doch von materiellen Sorgen freies Leben zu garantieren. Thomas Mann bezog einen vierteljährlichen Wechsel, der schon dem Zwanzigjährigen das Leben eines freien Schriftstellers ermöglichte. Er trat zwar, als er 1894 der Familie nach München folgte, als Volontär bei der Süddeutschen Feuerversicherungsbank an; aber die Stellung war unbezahlt und diente dem Zweck, bei Mutter und Vormund den Eindruck eines in den Tag hinein lebenden Müßiggängers zu vermeiden. Schon nach fünf Monaten verließ er die provisorische «Unterkunft». Er war finanziell unabhängig, konnte sich eine (häufig wechselnde) Junggesellenwohnung in München-Schwabing und Reisen nach Italien, darunter einen anderthalbjährigen Aufenthalt in Rom, leisten. Im November 1898 übernahm er für etwa ein Jahr ein Lektorat im Verlag Albert Langen und bei der dort erscheinenden Zeitschrift *Simplicissimus*. Das Monatsgehalt betrug 100 Mark, die er aber gewiß nicht nötig hatte. Wider Erwarten wurden die 1901 erschienenen *Buddenbrooks* nicht nur

zum literarischen, sondern zum kontinuierlich sich steigernden finanziellen Erfolg, so daß der neunundzwanzigjährige Autor als ein von seiner Arbeit sehr gut lebender Mann um die Tochter aus einem der reichsten Häuser Münchens werben konnte. Gewiß trugen die Zuwendungen des millionenschweren Schwiegervaters zum großbürgerlichen Lebenszuschnitt der jungen Familie bei; Thomas Mann war aber niemals auf seine Unterstützung angewiesen. Das erste eigene Haus, die 1909 gebaute kleine Villa in Tölz, bezahlte er von den Vorschüssen auf seinen zweiten Roman *Königliche Hoheit*. Fast alle Bücher erzielten zahlreiche Auflagen, die auch durch Kriegsanleihen und Inflation verursachte finanzielle Verluste ausglich. Der Nobelpreis von 1929 tat ein Übriges. Die Zäsur von 1933 (Beschlagnahmung des Münchner Hauses und eines großen Teils der in Deutschland liegenden Vermögenswerte) war nicht so tief, daß die Lebensverhältnisse des «hartnäckigen Villenbesitzers» (oder vorübergehenden Villenbewohners) im Schweizer und amerikanischen Exil größere Einbußen erlitten hätten. In Amerika fand sich zudem in der Person von Agnes E. Meyer, der Frau des Verlegers der *Washington Post*, eine großzügige Gönnerin.

7. War Thomas Mann auf Luxus erpicht? Der Lebensstil der Familie Mann war nie verschwenderisch. Man dachte nicht daran, mit der Pracht von Katias Elternhaus, dem Pringsheimschen Palais in der Münchner Arcisstraße, zu wetteifern. Thomas Mann legte auf Komfort und Behaglichkeit Wert, Prunksucht war ihm völlig fremd. «Ob ich meine Füße des Abends an einem Petroleumofen oder an einem Marmor-Kamin wärme, kommt für den Grad meines Behagens nicht in Betracht», schrieb er in dem Brief, in dem er seinem Bruder Heinrich von der reichen Katia Pringsheim vorschwärmte. Wenn sich freilich eine Wohnstätte als zu eng, zu beschränkt erwies wie etwa das nach der Rückkehr aus Amerika nach Europa 1952 in Zürich-Erlenbach gemietete Haus, fühlte er sich tief unglücklich. Er haßte «mesquine» Verhältnisse. Wie wenig luxuriös es andererseits bei den Manns zugeing, zeigt schon die Tatsache, daß für Thomas immer genug Spielraum blieb, sich über keineswegs übertrieben kostbare Geschenke an Weihnachten und zu den Geburtstagen aufrichtig zu freuen.

Luxus verbot sich auch deswegen, weil Thomas Mann lebenslang für seine sechs Kinder aufkommen mußte, auch weitgehend für den im Oktober 1940 aus dem besetzten Frankreich in die USA geflohe-

nen Bruder Heinrich. Klaus und Erika, Monika und Michael verdienen nie genug Geld, um auf die Hilfe der Eltern verzichten zu können. Auch Golos Tätigkeit als College-Lehrer in Amerika reichte nicht ganz aus, ihn unabhängig zu machen. Nur die jüngste Tochter Elisabeth, die zwanzigjährig Giuseppe Antonio Borgese, den Ordinarius für italienische Literatur an der Universität Chicago, geheiratet hatte, war beizeiten versorgt.

8. Besaß Thomas Mann Lackpantoffeln? «Er stand in der Flügeltür zwischen Studio und Diele, die Arme verschränkt, ein Lächeln auf seinen Lippen, und seine große Zehe wippte rhythmisch im Lackpantoffel.» So sieht Monika Mann in ihren 1956 erschienenen Erinnerungen *Vergangenes und Gegenwärtiges* ihren Vater als Teilnehmer an einem der «exzentrisch-ausgelassenen» Tanzfeste seiner frühreifen Kinder. Einigermaßen scheint das Bild zu Thomas Manns Erzählung *Unordnung und frühes Leid* zu passen, auch wenn Professor Cornelius mit keiner Zehe wippt. Aber genau diese Stelle aus dem Buch ihrer Tochter nahm Katia Mann zum Anlaß, in einem Brief darauf hinzuweisen, daß kaum ein sachliches Detail stimme; bewußt habe Monika ihrer dichterischen Phantasie freien Lauf gelassen. In den fünfzig Jahren ihres Zusammenlebens habe sie, Katia, ihren Mann nicht ein einziges Mal mit verschränkten Armen stehen sehen. Lackpantoffel habe er keine besessen, und wenn er welche gehabt hätte, hätte er sie bestimmt nicht bei einer Tanzgesellschaft seiner Kinder getragen. «Wie man ausschließlich mit der großen Zehe rhythmisch wippen kann, ist mir zudem schwer vorstellbar.» Katia betont, sie sei für die dichterischen Qualitäten des Buches durchaus zugänglich, nur dürfe es nicht als Quellenwerk betrachtet werden.